

DIE FISCHE IM LEUCHTFEUER

Ketels

1. Mein Teilprojekt

Im Hamburger Hospiz Leuchtf Feuer stand eine dringende Sanierung und Instandhaltung des großen Aquariums an. Auf der Suche nach einem geeigneten Teilprojekt habe ich mich nach reiflicher Überlegung dafür entschieden, meinen Anteil aus dem Nachlass von Elisabeth Grundmann diesem Bedarf zur Verfügung zu stellen. Warum diese Wahl? Waren Fische in einem Aquarium etwas, das unserer Freundin Elisabeth besonders am Herzen lag?

Erst einmal: Ohne Elisabeths Tod hätten wir das Projekt „Spuren in die Zukunft“ gar nicht begonnen. Schon deshalb lag es für mich nahe, dem Thema Sterben und Tod ein Teilprojekt zu widmen. Außerdem war der Blick auf den Rand des Lebens und darüber hinaus in ihren letzten Wochen und Monaten tatsächlich zu unserem letzten gemeinsamen Thema geworden. Von der Lektüre philosophischer Texte oder von Erfahrungsberichten über die Reflexion zur Bedeutung der Autonomie bei gleichzeitiger Hilfsbedürftigkeit und anderer zentraler Herausforderungen bis hin zur Auswahl des geeigneten Ortes für ihre Abschiedsfeier – in unserer Freundschaft hat die Beschäftigung mit diesen Fragen am Ende noch einmal zu einer besonderen Nähe geführt. Und sie ist für mich zu einer zentralen Erinnerung an Elisabeth Grundmann geworden.

Für die Umsetzung meines Teilprojektes und auf der Suche nach einer genaueren Zweckbestimmung hatte ich zunächst dazu ihr zentrales Arbeitsfeld in den Blick genommen, das lange Zeit auch unser gemeinsames war. Elisabeths professionelle Leidenschaft galt der Unterstützung von Minderheiten, schwerpunktmäßig von Arbeitsmigrantinnen und -migranten, Ersteren besonders. Unter diesen Vorzeichen lagen folgende Suchrichtungen nahe: Die Erforschung interkultureller Trauerkulturen und die Rolle der Frauen dabei. Oder die Frage nach dem Sterben in der Fremde und der Bedeutung von „Heimat“ im Angesicht des Todes,

die zunehmend die Soziologie beschäftigt. Auch die Unterstützung von Frauen unterschiedlicher Herkunft, die an Krebs leiden, wäre in Betracht gekommen. An wen wenden sich Migrantinnen und Migranten in Deutschland, wenn sie trauern, ihre Liebsten bestatten – und wenn sie dafür Hilfe brauchen? Was passiert, wenn ehemalige „Gastarbeiter“ wie zum Beispiel Herr Kiyak fern vom Herkunftsland plötzlich an Krebs erkranken, wie literarisch von seiner Tochter Mely Kiyak dargestellt worden ist?¹ Wo ist ihr gesellschaftlicher Ort in der finalen Situation, besonders wenn Familie und Weggefährten inzwischen über den Globus verstreut leben? Aus all diesen Fragen hätten Teilprojekte entstehen können.

Damit fällt der Blick auf die in Deutschland noch recht junge Hospizbewegung. Elisabeth wollte auf keinen Fall in einem Krankenhaus sterben; und die Überzeugung, dass das Sterben nicht in ein Krankenhaus gehört, ist in jüngster Zeit vor allem der Hospizbewegung zu verdanken. Anders als in der entfremdeten Umgebung einer Klinik, wo faktisch die Ärzte das letzte Wort haben, deren Maxime die Verlängerung des Lebens ist, steht im Hospiz das Sterben selbst im Mittelpunkt. Es ist hierzulande zunehmend der gesellschaftliche Ort für selbstbestimmte Sterbeprozesse geworden. Wer in ein Hospiz geht, weiß um das baldige Ende seines Lebens, hat es häufig bereits akzeptiert. Im Hospiz geht es um die Lebensqualität in den letzten Tagen.

Die Hospizbewegung kommt aus England und ist in Deutschland noch recht jung, die erste Einrichtung entstand erst 1986. Die gesetzliche Grundlage zur Finanzierung der Hospizarbeit schuf der Deutsche Bundestag sogar erst 1996 mit der Änderung des 5. Sozialgesetzbuches.

Ende 2014 gab es in Deutschland 214 stationäre Hospize für Erwachsene und 14 Häuser für Kinder und Jugendliche mit insgesamt 2140 Plätzen. Rund 30.000 Menschen sterben derzeit pro Jahr in einem Hospiz. In Hamburg gibt es acht stationäre Hospize mit etwa 100 Plätzen.²

Auf Basis einer ärztlichen Bescheinigung übernimmt die Krankenkasse 90 Prozent der Kosten. Die übrigen 10 Prozent bringt das Hospiz selbst auf, in der Regel durch Spenden.

Im Zentrum des Hospizgedankens steht das Sterben in Würde. Schmerzlinderung geht vor Heilung, Lebensqualität vor Lebensquantität. Ein Ausdruck davon ist die Tatsache, dass das Hospiz Leuchtfleur einen leidenschaftlichen Koch angestellt hat, dem es Freude macht, zusammen mit seinem Team jeden Sterbenden individuell mit seiner Lieblingspeise zu bekochen.³ Das Haus in St. Pauli drückt es in seinem Leitbild so aus: „Wir können dem Leben nicht mehr Tage geben, aber den Tagen mehr Leben.“⁴

1 Mely Kiyak, Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens an. Frankfurt a. M. 2013.

2 Vgl. www.dhfv.de.

3 Dörte Schipper, Den Tagen mehr Leben geben. Der Starkoch vom Hospiz und seine Gäste. Köln 2010.

4 Vgl. www.hamburg-leuchtfleur.de.

Elisabeth selbst ist zu Hause gestorben, geborgen und begleitet durch ihren Partner und ihre Freundinnen. Ihr ging es in dieser Hinsicht vergleichsweise gut am Ende ihres Lebens, „trotz allem ...“, so hat sie es immer wieder ausgedrückt. Aber wie gewohnt, beschäftigte sie auch in den letzten Wochen und Monaten mehr als nur ihr eigenes Schicksal.

Zeitlebens waren die Postulate der Aufklärung Richtschnur in Elisabeths Leben gewesen. Aus den Grundfragen nach der Verantwortung des Menschen in der Gesellschaft und der Sehnsucht des Individuums nach einem selbstständigen, mündigen Leben in Würde war nun ihre letzte zentrale Frage entstanden: Wie wollen wir sterben? Wie können wir sterben, ohne das Bestreben nach Autonomie und Selbstbestimmung zu opfern? Wie kann ich so sterben, wie ich gelebt habe, in Würde?

Die wachsende Hospizbewegung in Deutschland wird sich angesichts der politischen und demografischen Entwicklungen zukünftig noch stark mit den Fragen rund um die Einwandererfamilien beschäftigen müssen, denn interkulturelle Fragen gibt es schon jetzt wahrlich genug. Mitarbeiter/-innen, Leitung und Ehrenamtliche im Hospiz Leuchtfeuer registrieren die Herausforderungen, die in der Kommunikation mit Familien verschiedenster Herkunft liegen, und setzen sich damit aktiv auseinander. An ihrem Standort mitten in Hamburg-St. Pauli gehen sie täglich damit um.

Aktuell ergab sich daraus aber – das wurde deutlich in den Gesprächen mit etlichen Ansprechpartnerinnen und -partnern – kein griffiges Projekt. Gleichzeitig waren alle von der Nachlassidee Elisabeths begeistert und äußerten ihr großes Interesse, Teil unseres Gesamtprojektes zu sein.

Mein Projektgeld ist an die „Fremdkultur der Fische auf Hamburg-St. Pauli“ gegangen, wie die Hospizleiterin Mareike Fuchs mein Teilprojekt in Anlehnung an unsere Projektbeschreibung für „Spuren in die Zukunft“ beschrieb. Die Entscheidung war letztlich einfach: Für die Bewohner im Hospiz bietet das große Aquarium im ersten Stock des Hauses einen Ruhepol und bringt gleichzeitig Schönheit und Bewegung in ihren räumlich nun sehr begrenzten Alltag. Und die Sanierung des Aquariums war einfach das, was das Hospiz Leuchtfeuer im

Moment am meisten brauchte.

Die „Fische im Leuchtfeuer“ geben mir nun die Gelegenheit, auf Elisabeth und ihre letzte große Frage „Wie wollen wir sterben?“ zurückzublicken und ihren ganz persönlichen Umgang damit sowie ihren Wunsch nach einer Hinterlassenschaft noch einmal zu würdigen.

2. Unsere Begegnung

Über einen gemeinsamen Freund lernte ich Elisabeth im Jahr 1983 kennen. Sie suchte eine Vertreterin für ihre Arbeit im „Referat für Ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien“ und ich suchte eine Arbeitsstelle, meine erste nach abgeschlossenem Studium. Als ich Elisabeth das erste Mal traf, saß mir da nicht nur eine ausländerpolitisch engagierte Frau und leidenschaftliche Erziehungspädagogin gegenüber, sondern auch eine profunde Lateinamerika-Kennerin. Da passte vieles zusammen zwischen uns und der Funke sprang sofort über. Ich glaube, wir diskutierten bereits bei unseren ersten Treffen intensiv über den brasilianischen Befreiungspädagogen Paulo Freire und seine Bedeutung für die politische Bildung. „Der Lehrer ist Politiker und Künstler“ – in diesem Motto von Paulo Freire konnten wir uns beide gut wiederfinden.

Ich vertrat sie drei Jahre lang in der Behörde, und als ihr Stadtteilprojekt abgeschlossen war, kehrte sie als meine Kollegin zurück. Neben der Arbeit, für die wir beide hohes Engagement aufbrachten, hatten wir sehr angeregte Gespräche im Büro, immer donnerstags wenn sich unsere jeweils halben Stellen überschneiden. Wir erörterten dann regelmäßig die wichtigsten Dinge des Lebens und verfolgten ausführlich die Entwicklungen in Lateinamerika, diskutierten den Sinn von Konventionen – wer, wann, welche Rede zu halten hat, oder die Bedeutung weißer Tischdecken –, debattierten darüber, ob der nicaraguanische oder der kubanische Weg Erfolg versprechender sei, analysierten die Funktion von Massagen für die Haut, werteten detailliert unsere Erfahrungen mit der Behörde als Organisationsform aus, berichteten uns über unsere Wohngemein-

schaftserfahrungen, entwarfen neue Lebensformen und redeten endlos über Literatur. Die Arbeit machte uns Spaß und fiel uns leicht – zumindest was die sogenannten „ausländischen Zielgruppen“ anging. In der engen Kooperation in dem außerbehördlichen und später legendären AK (Arbeitskreis) „Frauen in der Immigrantinnenarbeit“, den Elisabeth zusammen mit Renate Sadrozinski zu Beginn dieser Arbeit im Jahr 1981 ins Leben gerufen hatte, fühlten wir uns gut aufgehoben. Der AK gab uns das Mandat für unsere Arbeit, die wir in der Behörde umsetzen konnten.

Für mich war besonders wichtig, dass Elisabeth mir als Berufsanfängerin von Anfang an Vertrauen schenkte und mich meinen eigenen Stil entwickeln ließ – eigentlich erstaunlich, wenn man bedenkt, wie hoch engagiert, ja identifiziert sie war und wie viel sie zu allem zu sagen hatte. Eine solche Mentorin gefunden zu haben war für mich persönlich ein großes Glück.

Sie selbst hielt sich nicht lange mit Formalien auf – sie hatte eine Mission: gesellschaftliche Räume für ausgegrenzte Zielgruppen zu schaffen, besonders für Migrantinnen und Migranten, und das aus der Perspektive von Frauen. Das Private als politisch betrachten, Wissenschaft in den Dienst der gesellschaftlich Schwachen stellen, Integration, Emanzipation und Selbstbestimmung befördern – und ganz wichtig: Das kritische Denken und Handeln nicht nur propagieren, sondern auch leben!

Aber so einig wir uns inhaltlich waren, so unterschiedlich waren wir gelegentlich inhaltlich. Mit schöner Regelmäßigkeit stritten wir uns: Ich warf ihr häufig – trotz meiner eigenen guten Erfahrungen – Bevormundung anderer vor. Sie konterte und sah bei mir zu viel falsche Rücksichtnahme oder eine zu große Zögerlichkeit. Ich fand sie zu dogmatisch, manchmal geradezu penetrant in ihrer Beharrlichkeit und Sorgfalt, sie mich zu permissiv, zu gewährend und angesichts „der Verhältnisse“ manchmal viel zu versöhnlich.

Streckenweise gingen unsere Wege dabei auseinander. Aber insgesamt wuchs zwischen uns über all die Jahre eine enge und sehr herzliche Freundschaft, und jetzt – rückblickend – möchte ich sagen, dass ich sehr viel von und mit ihr gelernt habe, nicht nur am Anfang, sondern auch ganz besonders noch einmal an

ihrem Lebensende. Die Art, wie sie mit ihrem Sterben umging, ihre radikale Auseinandersetzung damit, ihre Klarheit und ihr Realismus. Da war sie wieder meine Lehrmeisterin. Und ich konnte es gut annehmen.

3. „Spuren in die Zukunft“

Elisabeth hatte sich schon im Jahr 1987 erstmals mit einer Krebserkrankung auseinandersetzen müssen. Aber sie hatte Heilung erfahren und konnte danach viele Jahre weiter in guter körperlicher Gesundheit verbringen. Sie liebte ihr Leben und schien es nun noch bewusster auszuschöpfen.

Nach wiederholten Krebsattacken jedoch und nach einem langen Weg aktiver und schmerzhafter Auseinandersetzung mit der mitunter sprunghaft fortschreitenden Krankheit hatte sie nach der letzten niederschmetternden Krebsdiagnose die absehbare Begrenztheit ihres Daseins aktiv angenommen. Das Leben war für sie untrennbar mit der Möglichkeit aktiver Selbstbestimmung und Autonomie verknüpft. Drei Monate vor ihrem Tod sagte sie mir deshalb, dass sie nun nicht mehr um ihr Leben kämpfen werde. „Auf manchen Todesanzeigen steht, er kämpfte bis zuletzt“, sagte sie. „Das ist nicht meine Haltung. ... Ausschöpfen, was geht, das unbedingt. Aber kämpfen um jeden Preis? Nein.“ Mit dieser Klarheit setzte sie sich von anderen Weggefährten und Zeitgenossen ab, sowohl von Susan Sonntag, die bis zuletzt unversöhnt gegen ihren Krebs gekämpft hatte, als auch von Tiziano Terzani, der seine Erfahrungen mit alternativen Heilungsversprechen weltweit sowie seinen Weg in den Tod zu einem Postulat für die Nachwelt machte - und der seinen Tod im Gespräch mit seinem Sohn Falco Terzani als sein „letztes Abenteuer“ bezeichnete.

So sah sie sich nicht. Elisabeth wollte nun vor allem das: möglichst präsent und in Würde sterben.

Auch die Umsetzung dieses Ziel packte sie nun systematisch an – so wie sie es ihr ganzes Leben lang praktiziert hatte. Sie ging in die Tiefe, sie schonte sich nicht. Sie teilte ihre Gedanken und Wünsche mit und suchte nach Resonanz,

gelegentlich äußerte sie auch ihre Verzweiflung, ihre Ängste. Sie sprach über die „Dämonen der Nacht“, die sie wiederholt heimsuchten. Dann tauchte sie, um Erkenntnisse bereichert, aus den Reflexionen wieder auf. Genoss ihre neuen Einsichten sogar, so wie sie immer das Lernen genossen hatte. Stritt für sie. Nahm weiter am Leben teil. Öffnete sich noch mehr. Lernte weiter.

Ihr, der jeglicher esoterische Glaube fremd war, tat es gut, sich mit Worten und Werken zu verbinden, die Zeit und Raum überragten: Bei der Lektüre der am wenigsten Heil versprechenden griechischen Philosophen fand sie Trost. So konnte sie sich beispielsweise mit Epikur verbinden: „So ist also der Tod, das schrecklichste der Übel, für uns ein Nichts: Solange wir da sind, ist er nicht da, und wenn er da ist, sind wir nicht mehr. ... Wer nun aber verkündet, der junge Mensch müsse ein schönes Leben haben, der alte aber brauche einen schönen Tod, der ist albern, und zwar nicht nur, weil das Leben stets erwünscht ist, sondern auch darum, weil die Übung eines schönen Lebens gleichbedeutend ist mit der Vorübung für ein schönes Sterben.“

Auch den praktischen Fragen wich sie nicht aus. Die Musik, die ihr wichtig war und von der sie sich vorstellte, dass sie Teil ihrer Abschiedsfeier sein könnte. Mit wem sie noch etwas klären wollte. Und dann las sie mir aus Sartres Autobiografie vor: „Gemächlich ging ich meinem Tod entgegen ..., wobei ich mir sicher war, dass das letzte Empfinden meines Herzens seinen Niederschlag finden werde auf der letzten Seite des letzten Bandes meiner Werke und dass der Tod bloß einen Toten hinwegnehmen würde.“

Sie legte nun einen Schwerpunkt auf ihre persönlichen Beziehungen zu ihrem Mann und zu ihren Freundinnen, die sie in ihren Unterschiedlichkeiten allesamt sehr bewusst genoss. Diese Menschen waren zum Schluss zum Zentrum ihres Lebens geworden.

Durch eine Freundin traf sie auf das Werk von Irvin D. Yalom. „Selbstbewusstsein ist eine hohe Gabe, ein Schatz, so wertvoll wie das Leben“, so beginnt der emeritierte Stanford-Professor für Psychiatrie Irvin D. Yalom sein Buch „In die Sonne schauen“, in dem er seine Erfahrungen mit der Angst vor dem Tod bearbeitet. Aus seiner langjährigen therapeutischen Arbeit mit krebserkrankten Pati-

enten in den USA glaubte der Emigrant jüdisch-russischer Eltern einiges darüber gelernt zu haben, wie man die Angst vor dem Tod überwinden kann. Die Sonne ist zu hell, um hinzusehen, sie schmerzt in den Augen. Und doch rät Yalom seinen Lesern das zu tun, was dem ersten Impuls widerspricht: sich dem Schmerz zu stellen. In der Selbstgewahrwerdung erfahren wir nicht nur Schönes, und die Angst vor dem Tod – die jeder kennt – wird uns schrecklich bewusst. Aus seiner Sicht lohne sich diese Übung trotzdem. „Meine Hoffnung ist, dass wir begreifen, wie kostbar jeder Moment ist und wie tröstlich unser Miteinander, wenn wir unserer Endlichkeit, unserer kurzen Zeit im Licht, wirklich ins Auge sehen“, schreibt der Autor.

Seine Arbeit mit Krebspatienten habe ihn gelehrt, wie sehr das Wissen um den nahenden Tod bei vielen seiner Patienten letztlich zu einer neuen Art des gelassenen Denkens geführt habe. Nicht nur, dass sie nun in der Lage gewesen seien, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, sie lernten dadurch auch, Entscheidungen zu treffen, die ihnen wirklich am Herzen lagen.

Elisabeth inspirierte dieses Buch in vielerlei Hinsicht und wir diskutierten es immer wieder. Aus Yaloms Aussagen lasen wir eine Korrelation zwischen der Angst vor dem Tod und dem Gefühl eines ungelebten Lebens heraus. Das sprach sie in ihrem Verständnis von Selbstverantwortung besonders an. Ihr eigenes gelebtes Leben einschließlich aller getroffenen Entscheidungen, den Erfolgen sowie dem Scheitern, den Schicksalsschlägen und Glücksfällen war ihr nun verstärkt – und am Ende auch voll Dankbarkeit – bewusst geworden. Angeregt durch den von Yalom beschriebenen Welleneffekt entwickelte sie dann auch die Idee ihres letzten Projektes: die „Spuren in die Zukunft“.

Der Welleneffekt bei Yalom bezieht sich auf den Gedanken, dass jede und jeder von uns konzentrische Einflusskreise erzeugt, die sich auf unvorhersehbaren Wegen in kleinen Wellen auf andere Menschen auswirken. Auch auf Menschen, die wir nie kennenlernen werden.

Diese Gewissheit, etwas weiterreichen zu können, löste eine tiefe Befriedigung in Elisabeth aus und machte sie gelassener. Dieses Projekt wurde zu ihrem Vermächtnis, dem Vermächtnis einer Lehrerin. So konnte sie das Ende ihres Le-

bens endlich auch akzeptieren.

Gelassen, selbstbestimmt und gut begleitet ist Elisabeth am 20. Januar 2013 gestorben.

Ihr verdanken wir eine Erfahrung, die nicht zum alltäglichen Leben zu gehören scheint. Und doch ist ihr Plädoyer lebenspraktisch und alltäglich: Schau dem Tod ins Auge. Mach dir klar, dass dein Leben endlich ist und dass dann unumkehrbar feststehen wird, wie du deine Möglichkeiten genutzt und entfaltet hast. Überlege dir, ob du etwas von dir zurücklassen möchtest, etwas, das Bestand haben wird und worüber du froh sein kannst.

Ihr Beispiel kann uns Mut machen, unser Leben in seinem Wert zu schätzen. Danke dafür, liebe Freundin.